



## Die verruchte Großstadt.

Von Weace Holbrock (New York).

Dem New-Yorker, der den besten Teil des Tages damit verbringt, an den Straßenkreuzungen darauf zu warten, bis sich ein rotes Licht in ein grünes verwandelt, muß das Gerede von der ruhelosen Hast des Großstadtlebens reichlich übertrieben vorkommen. Der großstädtische Verkehr ähnelt immer mehr einem Gesellschaftsspiel, „Lebendige Statuen“ genannt, welches darin besteht, daß die Teilnehmer zuerst im Kreise tanzen und dann, wie durch den Blick der Medusa versteinert, auf ein erwartetes Signal hin plötzlich stehen bleiben und ihre grotesken Stellungen beibehalten müssen, bis ein neues Signal sie erlöst. Millionen Provinzler lassen sich nicht von der Meinung abbringen, daß das Leben in einer Großstadt hastend, nervenaufreibend und — ausschweifend sei.

Als Tante Eulalia und Onkel Augustus in New-York ankamen, war Tante Eulalias erste Frage: „Sagt einmal, haben sie den Pariser Klub schon ausgehoben?“

„Den Pariser Klub?“ fragte ihr Nefse erstaunt. „Wo ist denn der?“

„In der 38. Straße,“ unterrichtete ihn Onkel Augustus. „Man bekommt dort Ab-sinth — besseren als in Paris.“

Jessup wußte, daß Onkel Augustus in seinem ganzen Leben weder in New-York, noch in Paris gewesen war. „Woher weißt du denn das alles, Onkel?“ fragte er.

„Aus dem Parkersburger Morgenkurier,“ erklärte Tante Eulalia. „Sie haben dort eine tägliche Rubrik: „Aus dem New-Yorker Sündenbühl“. Wir verfolgen sie ständig.“

Onkel Augustus und Tante Eulalia blieben drei Tage in New-York. Am ersten Tage führte Jessup sie ins Metropolitanmuseum, zum Woolworth-Wollenträger, ins Aquarium und zur Freiheitsstatue im Hafen. Es war ein anstrengender Tag, und Jessup freute sich darauf, bald ins Bett zu gehen. Aber auf dem Heimwege sagte Onkel Augustus: „Also, in welche Revue gehen wir heute, Fred?“

„Ich habe leider für heute keine Karten besorgt. Wir glauben, daß ihr nach der Reise müde sein werdet.“

„Aber Fred,“ antwortete Onkel Augustus, „wir wollen durchaus nicht, daß du und Fanny infertwegen einer gewöhnlichen

Nachtlieden aufgibt. Ihr dürft euch durch uns in keiner Weise behindern lassen. Vielleicht könnten wir uns „Die bunten Wiesen“ ansehen. Aber ihr waret ja sicher schon dort.“

„Nein,“ sagte Jessup beschämt, „aber ich weiß, daß die Karten für vier Wochen ausverkauft sind.“ Onkel Augustus wußte jedoch Bescheid. Er hatte in Parkersburg von einem Portier in einem Hotel in der 8. Avenue hinter dem Griechischen Restaurant gelesen, wo man alle gewünschten Karten bekommt. So erstand Jessup vier Karten zum Preise von 26 Dollar 40 Cent. Erst als sie gegen dreiviertel 8 Uhr das Theater betraten, bemerkten sie, daß die Karten auf den nächsten Tag lauteten. Was blieb ihnen anderes übrig, als die Gesellschaft in eine jener New-Yorker Kinolatheatern zu führen, wo man sich eine halbe Stunde nach Eintrittskarten anstellen muß und dann zwei Stunden damit verbringen darf, von seinen Plätzen aufzustehen und sich wieder zu setzen, um zu spät Kommende in die Sesselreihe zu lassen.

Am nächsten Tage nahm Herr Jessup Onkel Augustus auf die Effektenbörse mit und Frau Jessup begleitete Tante Eulalia beim Einkaufen. Tante Eulalia führte eine lange Liste mit sich; aber anstatt alle ihre Besorgungen in einem größeren Warenhaus zu machen, wie es Frau Jessups Gewohnheit war, raste sie auf der Suche nach Spezialgeschäften, von denen sie in Parkersburg gelesen hatte, die Straßen auf und ab.

Gegen fünf Uhr nachmittags schlug Frau Jessup zaghaft vor, Tante Eulalia möge doch ihr Porzellanfähnleinchen in demselben Laden wie ihr Bräutigam besorgen, was Tante Eulalia in heller Entrüstung versetzte. „Weißt du denn nicht,“ sagte sie, „daß man Porzellanfähnleinchen nur in Anthonse Banderberts Laden in der 57. Straße kaufen kann?“

Gern wären die Jessups an diesem Abend zu Hause geblieben, um das Konzert der Goldman Band im Radio zu hören. Aber sie hatten ja ihre Karten für die „Bunten Wiesen“. Und nach einstündiger Autofahrt gelangten sie ans Ziel ihrer Wünsche.

Nach dem Theater erklärte Tante Eulalia, gern einen Nachtklub besuchen zu wollen. Es zeigte sich, daß sie in ihrem Notizbuch

genaue Aufzeichnungen über die wichtigsten „Speak-easies“ und Nachtclubs führte.

Am nächsten Tage führten die Jessups Onkel und Tante in den Zoologischen Garten. Dann besuchten sie eine Nachmittagsvorstellung und hierauf abermals ein Kino. Hierauf schlug Jessup ein Diner in einem ruhigen Restaurant vor, aber Onkel Augustus wollte nicht, daß man etwa auf ihn Rücksicht nehme und bestand auf einem Konzertlokal.

Abends fuhren Tante Eulalia und Onkel Augustus mit dem Zehnübzig heim. Tante Eulalia war gerührt. „Erst zehn Uhr!“ rief sie aus. „Für euch vergnügungssüchtige Großstädter beginnt der Abend erst jetzt. Wie ich euch beneide!“

Nachher jedoch, als sie mit Onkel Augustus allein im Zuge saß, seufzte sie erleichtert auf. „Es ist doch gut,“ bekannte sie, „daß wir wieder heim nach Parkersburg fahren. Die Großstadt ist ja für ein paar Abende ganz nett, aber ich möchte nicht um alles dort immer leben. Es muß eine furchtbare Hechjagd sein. Du hast doch bemerkt, wie müde Fanny und Fred immer aus-sahen?“

„Kein Wunder,“ erwiderte Onkel Augustus. „Bei dem Leben, das sie führen. Jeden Tag nichts als Hasten und Hasten und jeden Abend ins Theater, ins Kino und in die Nachtclubs. Es ist mir unverständlich, wie diese Großstadtmenschen das aushalten können.“

### Das Schrecklichste.

Von H. Schmidt-Ellrich.

„Was fürchtest du als das Schrecklichste?“ Das Kind antwortete: „Das Schrecklichste ist der Löwe!“ — Es hatte ihn im Käfig gesehen, wie er sich in unbändiger Wut auf den Broden Fleisch warf; es hatte gezittert, als der Löwe das Fleisch mit atemloser Wutlust zerfetzte.

„Das Schrecklichste ist der Tod!“ sagte der Jüngling. Er war des stropfenden, jubelnden Lebens so voll, daß ihm Vernichtung, Ender, ewige Ruhe und lautloses Schweigen fürchtbar und unansdenklich erschienen.

Da nähte sich das Weib und rief: „Das Schrecklichste ist die Zeit! Sie zerstört Schönheit und Liebe; sie löst alles Trauische und eilt ohne

Schönung und Erbarmen in die gähnende, unheimliche Zukunft. Zeit, wie ich dich fürchte und — hoffe!"

„Was wäre wohl schrecklicher als das harte Leben!“ seufzte der Mann. „Täglich, stündlich knechtet es uns mit seinen Fäusten. Um es zu besiegen, ringen wir mit ihm den ungeheuersten Kampf. Und wenn es sich endlich unserer Tatkraft ergeben hat, genießen wir es nicht mehr; es hat inzwischen unsere Kräfte verzehrt. Ausgesogen, wirbelt es uns elende Tage umher — als Spielball; dann wendet es sich vor uns.“

„Toren ihr!“ sprach in gelassener Ruhe der Weise. „Das Schrecklichste — wenn ihr es selbst nicht seid! — ist der Gedanke! Er ist ein Folterknecht, der uns mit grausamer Lust peinigt. Er stürzt Tempel und Throne; er ist mächtiger denn Zeit und Tod, er überdauert sie alle. Verdichtet zum „Willen“ mordet er tausend Leben. O, was wißt ihr von der Qual der Gedanken! Sie rüttelt am Heiligsten und greifen das Schicksal an. — Doch, sobald ihr das Schrecklichste erkannt: überwindet es — durch das Schrecklichste!“

jemand kommen. Auf einmal schrie sie laut und flog fort. Sie hatte eine andere Schwalbe gesehen. Der flog sie nach.

**Leid in der Natur.**

Gestern ging ich bei einer Birke vorbei. Sie war schön angezogen, aber sie war sehr traurig. Ihre Arme hingen müde herunter. Sie sah aus, als ob sie mir etwas sagen wollte. „O“, rief sie ohnmächtig, „die Leute haben mir das Blut ausgefangt. Sie haben mir ein Loch in den Leib gebohrt.“ Sie fing bitterlich zu weinen an und sagte: „Jetzt werde ich wohl sterben.“ Dann kam der Wind und pfiß ihr ein Lieb auf seiner Windpfeife. Da bin ich lieber weitergegangen.

**Siebenjährige schreiben.**

**Wie Kinder die Welt erleben.**

Von Johann Klepper.

Die Beschäftigung mit der Kunst des Kindes erschließt einige für das Verständnis kindlichen Lebens und Wesens grundlegende Erkenntnisse. Die Kinderwelt ist nicht selbstevident. Sie ist ausgezeichnet durch völlig unbefangene Eigenwertung aller Erscheinungen. Eine ursprüngliche Aeußerung der kindlichen Seele findet sich deshalb selten. Das Kind lebt so selbstverständlich, so unbehindert und unmittelbare Selbstdarstellung sich erübrigt. Die Kunst des Kindes gilt dem reinen Sachgenuß. Das Kind hat es im allgemeinen weder mit Stimmungen zu tun, noch mit dem Zusammenhang, denn ihm steht alle Erfahrungswelt ununterbrochen im jünvollsten Zusammenhang, in den das eigene Dasein ebenbürtig mit einbezogen ist. Nirgends, wo es sich um den Ausdruck der Lebensfreude oder um die meist reportagenmäßige Schilderung fröhlicher Geschehnisse und Situationen handelt, findet sich eine Aeußerung der eigenen kindlichen Person. Diese begegnet uns nur dort, wo ein Uebermaß an Erschütterung das natürliche Gleichgewicht der Kinder stört, so daß das Kind seine innere Sicherheit verliert und sich wiederfinden muß in der Selbstbestätigung, die von aller unmittelbaren Selbstdarstellung angeht.

Ein großes Material von Kinderdichtungen wurde für Erörterungen über die Kunst des Kindes unter verschiedenen Gesichtspunkten gruppiert. Als Rest blieben die Zeugnisse von Lebenserfahrung des Kindes übrig. Sie sind imstande, die Vorstellung vom Glück der Kindheit gründlich zu zerstören. Bei Durchsicht dieser Verse und Aufzeichnungen ergab sich, daß allein in dieser Art von kindlichen Kunstwerken Aeußerungen des Jähzorns aufzufinden waren. Unterschiede zwischen Tatsachen und Gefühlsreflexen werden hier allein deutlich. Das Leid vereinzelt das Kind. Und während das Kind sonst im Augenblick ansteht, rechnet es in der Auseinandersetzung mit seinen leidvollen Erlebnissen mit Zeiträumen, die für sein Alter nicht unbeträchtlich sind. Klare Abgrenzungen der kindlichen Schmerzgefühle lassen sich in den folgenden Beispielen, die von Sieben- bis Zwölfjährigen stammen, erkennen. Auch zeigen sie untrüglich, daß das Kind in dem Leid seines Lebens eine Abhilfe zu schaffen sucht. Den stärksten Eindruck des Leides in die Geschlossenheit seiner Welt scheint das Kind durch die Angst zu erleben.

**Meine Angst.**

Ich ging heute auf den Oberboden. Es war schon ganz dunkel. Oben auf der Diele lagen drei lange, schwere Gestalten. Ich zitterte mit dem Herzen, den Beinen und mit dem ganzen Körper vor Angst. Ich schrie: „Hilfe! Hilfe!“ Schnell, schnell kam die Mutter mit Licht entgegen. Und was war es? Es war ein Haufen Lumpen. Da hat mir die Mutter

einen großen Anglistein vom Herzen gewälzt. Da hörte auch mein Zittern auf. Die Angst ist ein häßliches, gräßliches Ungeheuer. Mit ihren vielen, vielen Krallen krallt sie sich fest in den Menschen ein. Sie drückt, ihn hinunter und quält ihn.

**Enttäuschung im Spiel.**

Vor zwei Jahren bekam ich eine schöne Puppe. Die hatte solche rote Backen, daß ich dachte, sie wären Fleisch. Sie schlief auch, wenn ich sie hinlegte. Ich freute mich sehr. Das Herz klopfte vor Freude. Der Geburtstagsmann hatte die Puppe sehr zerdrückt. Die Haare waren zusammengerollt. So mußte ich die Puppe erst ordentlich kämmen. Innerlich hatte ich die Puppe ganz anders gesehen. In Wirklichkeit hatte sie ein rotes Kleid an, aber innerlich hatte sie ein rosa Kleid an. Die große Puppe lebt noch. Sie sitzt im Schrank.

**Not des Lebens.**

Warum ich traurig bin? Ich weiß nicht. Ich bin so traurig, weil die Mutter und ich allein zu Hause sind. Meine Schwester dient bei fremden Leuten und mein Vater ist ganz weit in Grünberg. Dort wagt er mit der Dampfwalze die Straßen. Aber er hat mir schon einmal geschrieben. Sonntags sind wir auch immer allein. Das ist nicht schön.

**Die enge Stadt.**

Die Wagen und die Autos rattern darüber weg. Die Straße liegt so holprig da. Sie streckt ihr schwarzes Gesicht nach oben. Wie mag der Straße zunute sein, wenn sie immerfort so rumpelt? Und in der Nacht, wenn alles Fahrwerk ruht. Da schüttelt die Straße ihr Angesicht ab, wie ich manchmal die Stadt von mir abschütteln möchte.

**Das finstere Zimmer.**

Mein Zimmer ist so häßlich, ich finde es fürchterlich gräßlich, doch alle sagen, es ist schön, dabei kann ich nichts weiter sehen. Als Haus und Hof und Sten. Der Hof ist auch so klein. Wann guckt der Sonnenschein je in mein Fenster rein?

**Kampf der Kreatur.**

Gestern, als ich in den Hof kam, hörte ich einen Vogel singen. Nach der Stimme war er mir bekannt. Auf einmal sah ich ihn beim Nachbar auf dem alten Birnbaum. Er saß auf einem dünnen Ast. Ich freute mich sehr, denn es war die erste Schwalbe in diesem Jahr. Sie sang gerade das Morgenlied beim Singen da guckte sie immer mit den Flügeln, und sie guckte sich immer ängstlich um, als müßte noch

**Vitaminverteilung bei Mann und Frau.**

Die Schwester der Liebe heißt Irene; die Schwester der Lust heißt Antrene!

(Russisches Sprichwort.)

Von vornherein nahm man an, daß die Frau, deren Organismus die schweren Anforderungen des Gebärens und Stillens gestellt werden, einen größeren Vitaminreichtum benötigen würde als der Mann. Daß man mit dieser Annahme nicht fehlging, beweisen Untersuchungen, die bereits während des Weltkrieges ausgeführt wurden, und über die auf der letzten Tagung der Pharmakologischen Gesellschaft in Königsberg berichtet wurde. Man hatte nämlich damals gefunden, daß bei einer durch Vitaminmangel (infolge von Fettmangel) auftretenden Augenkrankheit von 390 Erkrankten nur 38 Frauen waren. Diese auffällige Tatsache führt man darauf zurück, daß die Frau in dem hinter der Haut liegenden Fettgewebe, das bei ihr ja so viel stärker ausgebildet ist als beim Manne, einen Vitaminvorrat besitzt, von dem sie in Zeiten der Not zehren kann. Die isolierte Fettschicht kommt den Frauen auch noch in anderer Hinsicht zugute, indem sie gleichzeitig einen Wärmepeicher darstellt, der die Frauen vor Abkühlung schützt. Wir sehen daher auch die Frau im allgemeinen gegen Kälte viel weniger empfindlich als den Mann: Das auch im Winter geöffnete, manchmal umstrittene Schlafzimmersfenster beispielsweise geht auf ihre Initiative zurück. Sie ist es, die die (für sie) vernunftgemäß leichte Kleidung durchgesetzt hat; am sommerlichen Badestrande hält es die Frau gewöhnlich viel länger im Wasser aus als der viel schneller sich abkühlende Mann. Auch ihre Triumphe als Kanalschwimmerin verdankt die Frau nicht zuletzt dieser isolierenden, Vitamine und Wärme speichernden Fettschicht!

**Der fluge Marabu.**

Von Albert Reinde.

Auf Ufer des Nils stand ein Marabu, stumm, unbeweglich und drückte dabei, wie es seine Art war, ein Auge zu. Ein Stückchen Kas, das vor ihm lag, schlen er nicht zu beachten.

Ein Hornvabe erpähte den Vederbissen und hätte ihn gar zu gern gefressen. Doch fürchtete er sich vor dem mächtigen, spitzen Schnabel des Herrn Marabu. Von welcher Seite er auch immer heranhüpfte, um des Bissens habhaft zu werden, stets öffnete der Marabu das vorher geschlossene Auge und drückte das andere zu.

Während über seinen Mißerfolg, flog der Hornvabe auf einen nahen Mangobaum.

Dort lag bereits ein Ohrengier und

sierte seit langer Zeit ebenfalls gierig nach der lederen Speise.

„Schau dir nur diesen vollgepressten Marabu an, lieber Ohrengeier“, krächzte der Nabe mit lauter Stimme, damit es der Marabu hören sollte, „wie er blästert dasteh, stolz wie ein Großmogul.“

„Ja“, sagte der Ohrengeier, „er muß sich wohl sehr wichtig vornehmen. Wie ein Philosoph blüht er verächtlich auf seine Mitwelt. Vielleicht denkt er über die Unsterblichkeit der Nilpferde nach.“

„Es muß ein sonderbares Vergnügen sein, stundenlang so regungslos auf einen Bein zu sitzen und sich die heiße Sonne auf den kalten, dicken Kopf scheinen zu lassen“, höhnte der Hornrabe. „Heda, Herr Marabu, wie geht es Euer Gnaden?“

Der Marabu blieb stumm und rührte sich nicht.

„Er schweigt süßerlich aus Klugheit, weil er viel weiß“, meinte nachdenklich der Ohrengeier.

„Oder aus Dummheit, weil er nichts weiß“, ergänzte böshaft der Nabe. „Beides kommt auf eins heraus!“

„Der Marabu drehte sich gemächlich um und zeigte seine Kehrlinie.“

„Freiheit! Underschwäntheit!“ jeterien beide wie besessen.

Plötzlich kam ein Windstoß und wehte den Beckerbissen aus dem Bereich des Marabu.

Hornrabe und Ohrengeier stürzten sich gleichzeitig auf den Fraß.

Da ihn aber keiner dem anderen gönnte, so gingen sie wütend aufeinander los, daß bald die Federn flogen, und beizichtigten sich gegenseitig mit verbotenen Ausdrücken der gemeinsten Habgier und Gefräßigkeit.

Sant krächzte jeder: „Zu Hilfe, lieber Marabu! Schau, der will dir dein schönes Futter wegessen!“

Der Marabu stieg würdevoll herbei und verzehrte mit Ruhe den Bissen. Kaum sahen es die beiden, als sie den Streit einstellten und wie aus einem Gasse riefen: „Wenn doch dieses Schensal an Ueberfütterung krepieren möchte!“

Der Marabu aber beharrte wieder regungslos in seiner gewohnten Stellung und drückte, wie immer, ein Auge zu.

### Entdeckung eines großen Meteors.

Das Herniederstürzen großer Welträumer auf die Erde geschieht glücklicherweise nicht allzu oft, denn bei einem dauernden kosmischen Bombardement würde der Aufenthalt auf unserem Planeten nicht gerade angenehm und ungefährlich sein. Es würden unter solchen Umständen wohl auch bald Versicherungen gegen Meteor-schäden abgeschlossen werden. Als und zu faust aber doch ein Stück hernieder, vor dem selbst der größte Dickkopf einen Seitenprung machen würde. So wurde kürzlich in Afrika, zwischen dem Tanganjika- und dem Nyassa-See, ein großes Meteor aufgefunden. Da solche großen Meteore einen beträchtlichen Wert haben, so hielt der glückliche Finder, der afrikanische Landmesser Nott, seine Entdeckung so lange geheim, bis er von der nächsten Verwaltungsstelle der britischen Regierung die Bergwerks- und Grabungsrechte für die dortige Gegend in Händen hatte. Das Meteor besteht aus einer festen Nickelisenmasse und hat einen Durchmesser von 1,2 Meter und eine Länge von ungefähr 4,5 Meter. Es hat sich bei seinem Sturz etwa einen Meter tief in den Erdboden eingegraben. Die

Witwatersrand-Universität der britischen Transvaalkolonie wird genau und sorgfältige Analysen des Meteors vornehmen. Man glaubt, daß, wie es häufig der Fall ist, Nickelisen und Chrom die hauptsächlichsten Bestandteile des Meteors sein werden.

## Reise um die Welt.

Von Marie Leitner.

In der billigen Pension wohnte ein junger Mann und der hatte einen Freund, auf den er sehr stolz war. Dieser Freund nämlich hatte eine Reise um die Welt gemacht. Wir wollen natürlich alle gern seine Bekanntschaft machen. So brachte er ihn einmal mit. Er, der welt-reisende Freund, enttäuschte uns etwas. Er war so klein und miderig, man hätte ihm gar nicht etwas so Großes zutrauen können. Sein Freund mußte ihm lange zureden, bis er sich entschloß, einiges von seinen Erlebnissen auf der Welt-reise zu erzählen.

Er hatte keine Arbeit gefunden und da er einen Freund hatte, der Seemann war, kam er auf die Idee, sich auf einen Dampfer anheuern zu lassen. Er wurde freilich kein Seemann, sondern Küchengehilfe. Nun ja, er hatte nicht ganz erstarrte Arbeit zu verrichten. Er mußte Kartoffeln schälen. Es war ein ganz feines Schiff, ein Luxusdampfer. Er hätte sich nie gedacht, daß es so viele Kartoffeln zu schälen gibt. Der Küchenschef war ein richtiges Schwein. Eine Schnauze hatte er, wie ein Unteroffizier auf dem Kasernenhof. Gleich am ersten Tage hat er ihn angeschrien: „Du glaubst wohl, du hilfst Mutter? Hier geht's ein bißchen fixer zu.“ Ja, und wenn man gerade keine Kartoffeln zu schälen hatte, da gab es eine Menge zu schrubbeln.

„Na ja, Mensch, aber so hast du auch alles von der Welt gesehen. Warst auch in Japan, nicht?“

„Ach ja, in Yokohama, da hatte ich mich aber tüchtig ärgeren müssen. Die anderen erzählten so viel von den Japanerinnen die ganze Zeit und da stellte sich heraus, daß ich an Bord bleiben mußte. „Grünhorn“, schrien sie mich an, „hat hier kaum herumgerochen und möchte schon sich amüsieren gehen.“ Na, und da mußte ich noch extra helfen, alles mal gründlich sauber machen, während die Passagiere ihren Landausflug machten.“

„In China warst du ja auch, Alter?“

„Ja, in Schanghai, da hatte ich einen guten Tag erlebt. Da hatte ich Urlaub und hätte

an Land gehen können. Aber ich war so ver-teufelt müde, daß ich mir sagte, jetzt kommst du Ruhe haben, schlafe dich mal erst tüchtig aus. Und gepennt hab' ich, ich jage euch, so großartig habe ich noch nie in meinem Leben gepennt. 36 Stunden hintereinander. Am liebsten hätte ich nur gegessen und mich auf's andere Ohr ge-dreht. Das Kartoffelschälen begann gleich wie-der. Ich war unten in der Küche, als wir ab-fuhren. Was diese reichen Leute in ihren Ma-gen vertragen können, das könnt ihr euch nie vorstellen. Sie fressen den ganzen lieben Tag, die müssen einen anderen Magen haben als wir.“

„Na, erzähl doch mal jetzt etwas Vernünftiges über Indien?“

„Indien? Da denk' ich gar nicht gern zu-rück. Dort hatten wir die schlimmste Hitze. Der Kapitän hat in Kalkutta massenhaft Lebens-mittel an Bord schaffen lassen. Ich mußte mit-helfen, all das verrückte Obst und Geflügel auf das Schiff bringen. Die Eingeborenen arbeite-ten ihm zu langsam. Und heiß war mir. Ich dachte, ich bleibe in Indien zurück. Löse mich auf in Schweiß.“

„Aber irgend einmal bist du doch auch an Land gegangen, hast etwas von den fremden Ländern gesehen? Erzähl doch darüber was.“

„Ja, ja, in Ägypten, in Port Said, da hatte ich Urlaub, da bin ich auch an Land ge-gangen. Ein dreißiges Nest. Ein Kerl führte uns. Der hat uns eingeredet, er kennt die besten Plätze. Wir wollten mal was Nichtiges durch die Stehle spülen. Und mal wieder eine Frau sehen. Na, der hat uns in eine schöne Spielunte geführt. Das gemeinste Zeug zum Trinken und scheußliche alte, fette Weiber. Der Kerl hat sich später ausgesprochen, daß früher ein anderer die Wirtschaft hatte. Ja, das war in Ägypten.“

„Aber gesehen hast du doch etwas von der Welt“, sagte sein Freund und schlug ihn be-wundernd auf die Schultern. „So 'n Luder, macht 'ne Reise um die Welt ganz wie die reichen Leute.“

### Soziale Kosmetik.

Es muß schon hart auf hart gehen, wenn man eine Arbeiterfrau etwas für ihr Aussehen tun läßt. Auf einen unartigen Teint oder wenig leuchtende Augen „kommt es da nicht an.“ Im Norden Berlins befindet sich das kosmetische Institut für Mittellose. Wer unter „Kosmetik“ Schminkeputz und Lippenstift sich vorstellt, wird einen jener Massagesalons in Gärsefüßchen vermuten oder ein Quackjalarberstübchen und ent-rüstet fragen, ob wir wirklich keine anderen Sorgen haben. . . .

In dem großen Zimmer, nur einen Nach-mittag in der Woche geöffnet, warten vielleicht siebzig Männer, Frauen, Mädchen. Schen rücken sie aus dem Lichtkreis der Lampe, die ein Heer wie von Kobolden erhellet: Feuermäler, Hakenhartien, Flechten, Fettgeschwülste, Trief-angen, lupusgerissene Nasen. . . . jetzt entdekt man das diskrete Schild: „Beratungs-stelle für Entstellte.“ Vor noch nicht einem Jahr hat der Groß-Berliner Aergsteubnd diese Institution geschaffen, um den Entertien

des Stücks, den „Menschen zweiter Güte“, einen Rettungsanker zuzuworfen. Ja, wenn sie alle 2000 Mark für eine Nasenoperation zahlen könnten. . . . So sitzen sie da, von der Gesell-schaft ausgestoßen, im Erwerbleben behindert, voll seelischer und wirtschaftlicher Depressionen und hoffen, hoffen.

Ein Hautarzt, ein Chirurg, ein Othopäde und ein Facharzt für die Gesichtsumgestaltung hören sich in zwangloser, freundlicher Unter-haltung die Leidensgeschichte der Entstellten an. Die meisten befinden sich ihr Leben lang untaug-gesetzt in der Furcht, aufzufallen und verhöhnt zu werden, sind schon, leiden an Minderwertig-keitsgefühlen — hier ist neben dem Kosmetiker ein Psychiater am Platz. Gleich stark, aber die Allgemeinheit belästigender, ist die soziale Seite des Problems. Da sitzen Menschen mit angeborener Entstellung, die nie einen Beruf ergreifen konnten, oder Menschen, die durch Krankheit oder Unfall zu ihrem Leiden gekom-men sind und ihren Beruf aufgeben mußten: der Friseur mit dem Gesichtsausschlag, der Kellner mit auffallenden Ohrenhängen, die

Verläuferin mit einer Kieferspaltung, der Schauspieler mit Tränenjäden — wenige Beispiele mit gewiß nicht den schlimmsten Leiden, die aber doch genügend, um den Betroffenen der öffentlichen Fürsorge zur Last fallen zu lassen. Die Mehrzahl, auch der furchtbarsten Entstellungen ist heute durch Operation heilbar. Aufgabe der Berater also ist, wenn sie das Leiden diagnostiziert haben, einen praktischen Weg der Therapie vorzuschlagen. Wie können sie das, da die Krankungsverlagerungen derartige Eingriffe immer noch als „Luxus“ bezeichnen und nicht honorieren? Auf Veranlassung der Beratungsstelle hat sich eine Anzahl von Fachärzten zu einer kostenlosen Behandlung bereit erklärt. Um es den Patienten weiter zu erleichtern, hat man eine Liste dieser Ärzte, nach Bezirken geordnet, im Beratungszimmer ausgehängt. In manchen Fällen gelingt es auch, die Wohlfahrt zu interessieren. Auf einen bürokratischen Apparat, der die scheuen Kranken nur mißtrauisch machen würde, verzichtet die Beratungsstelle ersichtlich. „Sobald die Klassen in der Lage sein werden, die „soziale Kosmetik“ durchzuführen“, meint einer der beratenden Ärzte, „wird mit Sicherheit eine beträchtliche Zahl von Personen in erwerbsfähigem Alter überhaupt erst oder auch wieder voll in den Produktionsprozeß eingewickelt werden — ein Ergebnis, das sicherlich im Interesse des Volksganges gelegen ist. Ingleich wird aber, und das soll gewiß nicht unterschätzt werden, viel Leid, Demütigung und seelische Pein behoben werden.“

Die starke Frequenz der Berliner Beratungsstelle hat die Notwendigkeit einer solchen Institution bewiesen — und natürlich nicht nur die Notwendigkeit für Berlin allein. S. E.

### Wißt ihr schon?...

Alle Metalle haben einen besonderen Geruch. Zinn riecht ziemlich stark, doch Uranium hat den stärksten Geruch.

In Rußland gab es vor dem Kriege jährlich, außer den Sonntagen, 86 gesetzliche Feiertage.

Durch die Fabrikation des Schießpulvers werden dem Boden der Erde im Jahr zirka 150 Millionen Pfund Stickstoff entzogen.

Zeugnis vor Gericht durften vor zirka 120 Jahren u. a. nicht obliegen: Eine Dirne, der Sohn eines Bankers und Schauspieler. Man vergötterte geschickte Schauspieler, aber oor Gericht sagte der Amtmann: „Sie sind teuflisch!“ schreibt Hofrat Hommel 1778.

Der Magister L. Fr. Weize hat berechnet, daß man aus 25 Buchstaben 50 Billionen, 887.215 Millionen, 685.690 Worte bilden kann.

Zur Zeit der ersten französischen Revolution sind 25.428 Gesetze gegeben worden.

Unter Michael von Venedig wurde 1124 aus Leder Geld gemacht. Auch in Rußland verfertigte man 1290 ledernes Geld.

Die Tartaren hatten in der Vorzeit Münzen aus Wuscheln, Baumrinde und Leder, worauf sich das Siegel des Khans befand.

Schnittblumen möchte man gerne recht lange frisch erhalten. Zu diesem Zweck legt man in den Behälter eine bis zwei Aspirin-tabletten und läßt sie von dem Wasser auflösen, ehe die Blumen hineingestellt werden.

Um das Anarren der Stahlmattagen zu beseitigen, taucht man eine alte, weiche Zahnbürste in reines Öl und bürstet damit alle sich freizugenden Stellen der Matratze tüchtig ein. Mit einem trockenen Tuch wird das überflüssige Öl sorgfältig abgerieben.

Das Herz des Rennpferdes wiegt ungefähr doppelt so viel wie das eines gewöhnlichen Pferdes, das heißt zehn bis zwölf Pfund.

Das Meerwasser rings um die Küste von Irland ist nach neuen Untersuchungen außerordentlich reich an Natrium.

### „Peter macht das Rennen“

So heißt ein Leben im Verlage Franz Schneider in Leipzig erschienenen Jugendbuch, das von Otto Bernhard Wendler verfaßt und mit hübschen Bildern von Frh. Eigenberg geschmückt, dem Gesinnung der modernen Jugend in gelungener Weise Rechnung trägt. Da ist der Zeitungsjunge, Peter Walde, ein Bästler, der sich sogar ein Automobil zusammenbastelt und der einem ihm freundschaftlich gestimmten Rennfahrer gegen die Läden seines Konkurrenten zum Siege verhilft. Wie er das macht, ist reich und flott erzählt und wird jedem echten Jungen Freude machen. — Im selben Verlage ist ferner ein tier- und naturfreundliches Buch von Erich Kloss: „Auf Leben und Tod im deutschen Walde“ erschienen, mit Bildern von Moritz Pothé, in dem anschaulich und packend Ergebnisse mit Tieren geschildert werden und das ebenso der Naturkenntnis wie der Tierliebe bei den Kindern zu dienen geeignet ist. — Ein drittes Buch, auch im Verlage Franz Schneider, ist für die Kleineren bestimmt und heißt: „Mein Kösel“ von Sophie Reinheimer und Paul Gärtner, mit Bildern von Paul Hedwig-Stahl. Gut auf das Verständnis der Kinder eingestellt, berichtet es über Ergebnisse im Hause, im Märchenland und im Zoo.

### Das Buch der Spiele für Familie und Gesellschaft.

Von Robert Hülfemann. Neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, Desse & Pöcher Verlag, 366 S. mit vielen Abbildungen und Tabellen. Preis: 3,50 RM., in Ganzleinen geb. 5,00 RM.

Das Buch Robert Hülfemanns wurde bei seinem ersten Erscheinen sehr beifällig aufgenommen. Nun liegt es in einer neuen, wesentlich vermehrten Ausgabe vor. Manderlei Spiele sind hinzugekommen; auch dem hochbeliebten Bridge sowie dem Regelspiel wurden lange Abschnitte gewidmet. Der Verfasser hat somit ein Werkchen geschaffen, das an Vollständigkeit kaum übertrassen werden kann. Zudem ist das Buch nicht langweilig, sondern bietet durchweg Erfahrungen eines alten Praktikers und guten Gesellschafters. Ein ausgezeichnetes Hülfsmittel für den Selbstunterricht.

### — Weiteres. —

**Feste Grundzüge.** Privatsekretärin (auf dem Schoß des Chefs): Der arme Buchhalter tat mir so leid, den Sie heute hinausgeworfen haben. Er hat doch Frau und Kinder. — Chef: Kind, gib mir einen Kuß und denke nicht mehr daran. Gefühle müssen hier im Geschäft ausgeschaltet bleiben.

**Verammlung.** „Seien Sie vernünftig, meine Herren“, schrie der Redner, „bei diesem Lärm kann ich ja mein eigenes Wort nicht verstehen!“ — „Trösten Sie sich“, rief eine Stimme aus dem Publikum, „Sie versäumen nicht allzuviel!“

**Voreilig.** Der Chef eines großen amerikanischen Warenhauses sieht im Packraum einen Burschen auf einer Kiste sitzen und eine Zeitung lesen. Er fragt ihn: „Wieviel bekommen Sie wöchentlich?“ — „Zehn Dollar.“ — „Hier sind die zehn Dollar. Und jetzt — raus!“ Darauf wendet er sich zu dem Badmeister und fragt ihn in ziemlich barschem Tone: „Wann haben wir diesen Faulpelz eingestellt?“ — „Wir?“ erwiderte der Badmeister überrascht. „Das war der Bote von Smith, der uns nur eine Kiste abliefern sollte.“

**Der Sonntagsbraten.** „Willi, sei mir nicht böse — aber die Marie hat den Braten anbrennen lassen. Du kriegst dafür auch einen süßen Kuß als Entschädigung.“ — „Gut — bin einverstanden — sage ihr, sie soll reinkommen!“

Sie nicht finden, daß meine Frau schön singt?“ brüllt jener ihm ins Ohr. — Der alte Herr lächelt hilflos. „Entschuldigen Sie“, sagt er, „aber ich verstehe kein Wort, weil das Frauenzimmer da so laut schreit.“

### Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettz Nr. 65 bei Leptitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

#### Schachaufgabe Nr. 29.

Von Gen. Reinhold Bachmann, Zuckmantel.

Schwarz: Kg5; Dc5; Th1; Lg2; Sd7; Bd6, h2 (7).



Weiß: Kg3; Ta5, h8; La3; Sd6, g1; Bf8 (7).  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

#### Lösungszug zu Nr. 26: Dd1-a4!

Wichtige Lösungen sandten nachfolgende Herren ein: Walter Ludwig und Robert Franz, Kwikau; Paj Alois, Zuckmantel; Greiner Wilhelm, Turm; Albert Rudolf, Proßeditz; Oual Adolf, Wistritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Leitzsch; Baum Franz, Heidenstein; Demel Rudolf, Schirndorf; Thiel Josef, Obergroßental; Grimmer Emil, Katarinaberg; Tille Josef, Voosdorf; Goltfried Hans und Uffrid Hans, Doletschen bei Staab; Sobert Anton, Reichenhain; Ribik, Obergroßental; Hana Josef, Hofmann; Vogel Josef, Soboschleben; Ridel Karl, Eichwald; Schloffer Heinrich und Amier Rudolf, Graupen; Pöck Josef, Möstsdorf; Lehner Josef, B.-Rieder-Ramitz; Ödny Alfred, Domina; Trägner Karl, Eichwald; Wölfl Wenzel, Arnsdorf bei Haida; Kestler Adolf, Lürmitz; Hölbig Johann und Bräutigam Anton, Bergschlein; Raun Franz, Oberleutenstorf; Dinebier Emil, Leitzsch; Höyer Otto, Saag; Fiedler Emil, Bobitz; G. Ulrich, Kottwitz bei Haida. (Bei Problemen zieht immer Weiß an, Schwarz erwidert und Weiß setzt matt [bei 2-Züglern].) — Nachtrag zu Nr. 26: Raun Franz, Oberleutenstorf.

#### Dauerfernturnier.

Einem vielseitigen Wunsch nachzukommen, wurde beschlossen, ein Dauerfernturnier einzuleiten. Die Turniere werden so eingeleitet, daß je 5 Spieler eine Gruppe bilden, in der ein Vermittler bestimmt wird, welcher die ihm übertragene Gruppe leitet. Die Zuordnung der Züge geschieht folgendermaßen: Der Teilnehmer sendet mittels einer Doppelkorrespondenzkarte seine Züge an den Vermittler. Dieser sendet die ihm schriftlich zugegangenen beantworteten Züge an die Teilnehmer weiter. Bei der Eröffnung können auch mehrere Züge in Vorschlag gebracht werden, doch müssen dieselben nicht unbedingt angenommen werden. Die Rotation geschieht in folgender Weise. Beispiel: Partie Nr. 8. 5. Sg5—e5 d5×e5. Oder als Führer der weißen Steine: Partie Nr. 8. 5. . . Sg8—f6. 6. Lc4×f7. Der letzte Zug des Partners ist also stets mit seinem eigenen Zug abzugeben. Bedenkzeit ist 8 Tage. Jeder Teilnehmer, der mehr als 8 Tage braucht, um seinen Zug abzugeben, erhält einen Strafpunkt. Bei Punktgleichheit entscheiden dann die Strafpunkte. Mit der Leitung dieses Dauerfernturniers wurde Genosse Josef Schöpfl, Eibitz bei Komotau, betraut, an welchen auch sämtliche Anfragen und Meldungen zu richten sind. Genossen! Nehmt zahlreich an diesem Turnier teil. Dem ersten Brief sind 2 Kf in Briefmarken zur Begleichung der ersten Ausgaben beizulegen.